

## Einander besuchen

FRANZ HILLIG SJ

Die Kunde: „Es kommt Besuch“ kann sehr unterschiedliche Reaktionen hervorrufen, die von ungeheuchelter Freude bis zu schlecht getarnter Verzweiflung reichen. Es kann schon fast eine Panik ausbrechen, wenn es heißt: „Die Meiers kommen!“ Die kommen nämlich gleich in voller Familienstärke. Sie kommen (wie immer) unangemeldet. Und wieder ist es ihnen gelungen, den denkbar ungünstigsten Tag ausfindig zu machen: der Hausherr ist verreist, die Maler sind im Haus und eins von den Kindern liegt krank zu Bett. Dabei weiß jeder, daß Meiers, wenn sie erst einmal da sind, so bald nicht wieder gehen.

Wie anders ist es bei dem Einsamen, der kaum mehr aus seinen vier Wänden herauskommt. Der Herbst des Lebens ist angebrochen; der Baum hat sich entlaubt. Die Freunde sind einer nach dem andern weggestorben oder verschollen. Selten, daß der Postbote einen Brief bringt. Und wer fände schon den Weg zu ihm hinaus aufs Land in die nicht sehr anheimelnde Stube, die sich allmählich in eine Krankenstube verwandelt? Wenn dann doch das Wunder geschieht und sich ein alter Bekannter meldet, ein ehemaliger Kollege oder ein Schüler, dann ist das ein Feiertag. Besuch ist da! Einer, auf dessen Kommen man sich lange gefreut hat. Alte, selige Zeiten werden wieder lebendig. Der innere Mensch, der förmlich eingeschrumpft und vertrocknet war, blüht sichtlich auf, und des Austauschs ist kein Ende. Viel zu früh schlägt die Stunde des Abschieds, und noch lange bleibt ein Leuchten zurück.

Beides, der Schrecken und die Freude des Besuches, ließe sich mit endlosen Beispielen belegen. Sie seien hier nur aus dem Leben der Brüder Grimm veranschaulicht. Bettina von Arnim, die temperamentvolle Schwester von Clemens Brentano, tat in ihrer Freundschaft für Jakob Grimm offenbar des Guten zu viel. Brief des Gelehrten vom 11. Juni 1841 an Professor Dahlmann: „Fast alle Abende, gerade zu der Zeit, wo ich am liebsten ruhigem Nachdenken mich überlasse, kommt Bettina und stört durch ihr überschwengliches, endloses, wiewohl immer wieder anziehendes Gespräch. Ihre Natur ist Tag wie Nacht unermüdet, und wenn sie nicht sieht, daß Dortchen (der Schwägerin) vor Schlaf die Augen zufallen, so denkt sie an kein Aufbrechen.“ Ähnlich klagt er in einem Brief an Friedrich Blume: „Die Tage verrauschen

in Arbeit und Geschäft, und die Abende, wo ich nach alter Gewohnheit allein einen Brief zustande bringe, werden durch unablässige Besuche hingenommen. Zumeist ist Bettina da, wenn Sie sie nur einmal gesehen haben, so wissen Sie, daß sie kein Maß hält, sondern immer überströmt.“<sup>1</sup>

Und nun das Gegenbeispiel: Beglückt über den Besuch, den Jakob Grimm ihm von Göttingen aus in der Schweiz abgestattet hatte, schrieb Freiherr von Laßberg an Uhland: „Ich habe ihn nur acht Tage bei mir gehabt, und diese sind entflohen, wie wenn es nur so viel Stunden gewesen wären, so daß ich am Ende mich und ihn fragte: ist es der Mühe wert, beinahe hundert Meilen zu reisen um einer Woche willen?“ Und an einen andern Bekannten über die Freude des gleichen Besuchs: „Wie ich mich umkehre stand der grimmige Jacob aus Göttingen vor mir, dafür nun habe ich keine Worte. Er blieb nur acht Tage bei mir, aber sie stehen unaustilgbar in meinem Herzen und wiegen viele Jahre Einsamkeit auf.“<sup>2</sup>

So verschiedene Dinge kann das gleiche Wort bezeichnen! Und dazwischen liegen hundert Spielarten und Übergänge. Was ist das überhaupt für ein seltsames Phänomen, daß Menschen einander besuchen! In dem Ameisenhaufen der großen Stadt hasten sie zu Tausenden aneinander vorüber, zu Fuß und mit ihren Autos. Alle haben sie es eilig, wollen sie in den Dienst oder nach Haus, fahren sie ins Theater oder an die Bahn. Und doch sind unter diesen „Verkehrsteilnehmern“ eine ganze Reihe, die haben eine bestimmte Straße und einen Namen im Kopf; nein, ein Gesicht und eine Stimme, einen lieben Menschen, ein Heim, das sie suchen, das sie besuchen wollen.

Bitte hier nicht an die Vertreter zu denken! An die Reisenden und Versicherungsagenten, diese Leute, die nicht nur eine, sondern viele Hausnummern im Kopf haben, die sich als unsere besten Freunde aufspielen und uns klarmachen, daß uns zu unserm Wohl folgende kostspieligen Gegenstände fehlen..., daß wir hier und jetzt, dank der unergründlichen Freundschaft, die sie zu uns tragen, über die einmalige Chance verfügen, unser Glück zu machen! Nein, dieses Heer von Agenten ist hier nicht gemeint, die unsere Städte und Dörfer und noch die entlegensten Gehöfte überschwemmen und gegen die alle Warnschilder und bissigen Hunde sich als wirkungslos erweisen (so sehr diese Ärmsten im übrigen unser menschliches Mitgefühl verdienen)!

Sprachlich fallen sie dennoch unter unser Stichwort. Denn die alte Bedeutung von suchen ist „aufspüren“, wie sich noch in dem Jägerausdruck „Besuch“ zeigt, der besagt: „Auszug mit dem Hunde zu Holz, um dort Wild zu bestätigen“<sup>3</sup>. Besuchen wurde gebraucht für „durchsuchen“ und „visitieren“ und wurde ursprünglich durchaus auch von feindlichen Annäherungen gesagt. Die Einschränkung auf den freundlichen Besuch, wie

<sup>1</sup> Wilhelm Schoof, Jacob Grimm, Aus seinem Leben, Bonn 1961, 328 f.

<sup>2</sup> Wilhelm Schoof a.a.O. 261.

<sup>3</sup> C. Zeiß, Deutsche Weidmannssprache, 1932, 27, zit. in: Trübner, Deutsches Wörterbuch I, Berlin 1939, 307.

wir ihn hier verstehen, ist erst späteren Datums und spiegelt, so möchte man vermuten, einen Fortschritt in der Zivilisation wider. Ja, wir meinen hier dieses Erstaunliche, daß Menschen in durchaus friedlicher Absicht unterwegs sind, um ihre Mitmenschen aufzusuchen, nicht um Waren an den Mann zu bringen, nicht um sie für die Zeitung oder den Rundfunk auszuholen oder ihnen Manuskripte abzugeben, sondern einfach, um bei ihnen zu sein. Wieweit so etwas ganz selbstlos genannt werden darf, darüber wird noch zu reden sein.

Das Hin und Her von Besuch und Gegenbesuch setzt offenbar voraus, daß die Menschen lokalisiert sind. Tatsächlich sind sie, wenn man diesen ganzen Ameisenhaufen nur aus genügendem Abstand betrachtet, trotz ihres Rennens und Hastens räumlich gebunden. Sie haben ein Haus, eine Wohnung oder doch ein Zimmer. Und wenn sie dreist in derselben Stadt wohnen, ein paar Straßenzüge genügen, um sie gründlich voneinander zu trennen. Man lebt auf einem andern Stern. Es ist ein beliebter Kurzschluß zu glauben, daran habe sich durch die Entwicklung des Verkehrs und die Verbreitung des Fernsprechens Wesentliches geändert. Das Menschenwesen lebt in einem Bau, und das ist gut so. Es ist auch durchaus in Ordnung, wenn die Familie in einem gewissen Grad für sich bleiben will und nicht jeden Fremden ohne weiteres hereinläßt. Aber auch sein Milieu schließt den Menschen ein und schließt ihn gegen andere ab. Das geistige Bild einer modernen Großstadt gleicht viel mehr, als wir ahnen, der mittelalterlichen Stadt mit ihren Mauern und Türmen, darin die Menschen sich verschanzen und verbergen. Schon Bacon wußte: *magna civitas magna solitudo* — die große Stadt kennt große Einsamkeit; und Wilhelm Grimm hat einmal brieflich geäußert: „Ich halte es für einen Irrtum, wenn man glaubt, in einer kleinen Stadt stiller und zurückgezogener leben zu können, gerade in diesen sind Bekanntschaften nicht zu vermeiden, und es hält nur schwerer, sich davon los zu machen als in größeren.“<sup>4</sup> Ja, mitten durch unsern Großstadtverkehr kommt der einzelne in einer ganzen Rüstung und Panzerung als ein einzelner unter einzelnen und gleichfalls Gepanzerten einher: jeder eingeschlossen in seinen Turm.

Wahrhaftig, an diesem Abenteuer des Lebens hat sich nichts geändert: suchen muß man die Menschen, man muß sie aufsuchen und besuchen. Das wird in den Fällen besonders dringlich, wo sie nicht zu uns kommen können. Gibt es doch Menschen genug, die in Gefängnissen und Verwahranstalten eingesperrt sind. Es gibt die Klöster mit strenger Klausur, deren Sprechzimmer und Sprechgitter immerhin beweisen, daß diese Gottgeweihten (die eine Speise haben, die wir andern nicht kennen — Jo 4, 32) dennoch ihre Brüder in der Welt nicht ganz vergessen haben, ja mit ihnen im Gespräch bleiben wollen. Da sind schließlich Mitmenschen, die, wie die Sprache grausam sagt, an die Stube oder das Bett „gefesselt“ sind, die Kranken, Gelähmten und Siechen. In ihrem Fall darf man nicht warten, bis man ausdrück-

<sup>4</sup> Brief vom 2. April 1838 an seinen Bruder Jakob, als dieser gegen eine Übersiedlung nach Leipzig Bedenken äußerte, *Wilhelm Schoof* a. a. O. 312.

lich gebeten wird zu kommen. Ihre Hilflosigkeit ist Einladung genug. Hinter dieser Pflicht der Liebe steht der Ernst des Herrenwortes bei Matthäus 25: „Ich war krank und im Gefängnis, und ihr habt mich nicht besucht.“ Die Frommen machen gern am Sonntag eine „Besuchung“ des Sakramentes. Sie denken hoffentlich daran, daß der Herr auch im Krankenhaus auf ihren Besuch wartet. Und wenn die Barmherzige Schwester traurig sein möchte, weil ihr Dienst ihr so wenig Zeit läßt, die Kapelle aufzusuchen, dann mag sie das Wort trösten: „Ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war durstig, und ihr habt mich getränkt; ich war krank, und ihr habt mich besucht.“ In den Kranken ist der Herr ihr nahe.

Für uns aber beginnt nun erst das Abenteuer des Besuches, das dann um so größer ist, wenn Jahre dazwischen liegen und wir uns nicht einmal anmelden konnten. (Etwas außer Atem stehen wir oben vor der Mansardenwohnung mit den drei Namensschildern. „Dreimal läuten“ heißt es in unserm Fall.) Wie werden wir den Bekannten wiederfinden? Wird er zugänglich sein? Wird er, vorausgesetzt, daß er überhaupt anwesend ist, nur körperlich anwesend sein, uns nur seine Wohnung öffnen oder auch sein Inneres und sein Herz? Verschlungen sind die Wege des Gesprächs, unvorhergesehen die Wendungen, die es nehmen kann. Es kann ein Thema berührt werden, das von vornherein alles verbaut. Es kann vorbereitend und einleitend eine Sache zur Sprache kommen, die sich uferlos auswächst und für das Eigentliche gar keine Zeit mehr läßt. Irgendeine eisige Wortkargheit kann sich unüberwindlich auf den Austausch legen, so daß wir froh sind, wieder gehen zu können.

O, es kann auch ganz anders kommen! Der Freund, selig, Gesellschaft gefunden zu haben, kann die Schleusen seiner Beredsamkeit öffnen. Er hat in den letzten Wochen so viel erlebt, er war verreist, er ist weit in der Welt herumgekommen, da gibt es zu erzählen. Er hat Pläne und trägt sich mit Projekten; er ist glücklich, unsere Meinung dazu zu hören. War er krank, wurde er operiert, ist er noch immer leidend, dann hat er wie die meisten Leidenden sehr wahrscheinlich das Bedürfnis, ausführlich seine Krankengeschichte zu berichten. Der Besucher wird sich alle Mühe geben, an seinen Erlebnissen teilzunehmen. Er wird höflich und geduldig zuhören. Er wird vielleicht schüchtern versuchen, das Gespräch noch auf andere Dinge zu bringen. Nicht immer wird er Erfolg haben. Zartfühlende Menschen kommen sich dann angesichts des in ihnen aufsteigenden Unbehagens schlecht und egoistisch vor; aber ist dieses Unbehagen so ganz unberechtigt?

Es gibt Menschen mit Temperament und schönen Sammlungen. Ihre Wohnung birgt Schätze an Bildern und Büchern. Die Ankunft des Besuches wirkt auf sie wie das Stichwort auf den Schauspieler: wie elektrisiert springen sie auf: der Freund muß alles im einzelnen bewundern. Eine Führung durch das Haus beginnt. Ist er kein Sammler von Briefmarken, dann wird der Philatelist (so heißen sie nämlich) ihm einen Einführungskurs in diesen Wissenszweig halten. (Ein ganzes Regal einschlägiger Werke ist vorhanden.) Es

ist, als ob sich hinter solcher Beflissenheit eine Angst verbirgt, eine Unsicherheit, die Furcht, das Eigentliche könne zur Sprache kommen, oder einfach die Furcht vor der Langeweile. Eine andere Klippe (denn man darf dies schon eine Klippe nennen) droht häufig von seiten der Frau des Hauses. Wir haben nicht vergessen, ihr Blumen mitzubringen; und sie hat ganz gewiß nicht vergessen, die Tafel zu decken und in der Küche alles vorzubereiten. Es ist nun sehr heikel, wenn man selbst oft und gut bewirtet worden ist, über dieses Thema zu referieren, ohne persönlicher Anspielungen verdächtigt und krassesten Undanks geziehen zu werden. Aber es soll ja hier auch gar nicht gegen einen entzückend gedeckten Kaffeetisch oder einen guten Tropfen polemisiert werden. (Auch der geistliche Besuch weiß derlei gebührend zu schätzen.) Nein, es ist wie bei dem Besuch des Herrn in Bethanien nur die Frage nach dem Maß und der Wertskala.

Wir erinnern uns der ewig schönen Geschichte bei Lukas im 10. Kapitel. Sie ist wie ein Medaillon, ein in sich geschlossenes Bild. Wir können es gar nicht übergehen, wenn von Besuch und Gastlichkeit zwischen Christen die Rede ist. Jesus hatte Freunde, er fand und pflegte die Freundschaft. Bethanien ist seitdem ein Wort voller Zauber: die Geschwister, die dem Meister treu ergeben waren und die er gern besuchte, das friedvolle Heim, das den müden Wanderer und den von den Feinden Verfolgten aufnahm. In Bethanien konnte Jesus ausspannen. Um so mehr fällt es auf, daß der Meister hier bei seinen Freunden einen Tadel äußert. Man tat des Guten zu viel. Martha war es, von der es wörtlich heißt: „Sie machte sich viel zu schaffen, ihn reichlich zu bewirten.“ Sie ist ganz Hausfrau. Ihre Liebe zum Herrn (und ihr Ehrgeiz) lassen sie förmlich fiebern, um ja das Beste auf den Tisch zu bringen.

Der Herr hätte es wohl wie so manchesmal schweigend geduldet. Doch Martha kann eine spitze Bemerkung gegen ihre Schwester Maria nicht unterdrücken. Denn die widmet sich einfach dem Gespräch mit Jesus. Da haben wir haargenau die Problematik, die hier gemeint ist. Wie äußert sich Gastfreundschaft? Die Hausfrau, die ganz und sozusagen ausschließlich Hausfrau ist, müßte ehrlich antworten: „In der Verpflegung des Gastes.“ So wird der Empfang im extremen Fall zu einer fast ausschließlich gastronomischen Angelegenheit, wobei manchmal sogar das hohe Gut der Freiheit bedroht ist, insofern der Gast Speisen zu sich nehmen muß, die er gar nicht verträgt. (Dabei ist doch ein Grundgesetz aller Gastfreundschaft: „Der Gast soll sich wohlfühlen.“) Gewiß, es ist nur übergroße Güte und Mütterlichkeit, die dahinter steht; aber auch die Mütterlichkeit will in Grenzen gehalten sein.

Was würde denn Maria, die Schwester der Martha, auf die Frage nach Wesen und Blüte der Gastfreundschaft antworten? Wir können es unschwer erraten: Sie hat das Problem ja durch die Tat gelöst. Sie spürte, daß sie dem Herrn mit nichts anderem mehr Freude machen konnte, als ganz Aug und Ohr für ihn zu sein. Der Evangelist sagt uns: „Sie setzte sich dem Herrn zu Füßen, um seinem Worte zu lauschen.“ Und der Herr hat sie mit einem

Nachdruck in Schutz genommen, daß noch heute alle beschaulichen Orden in diesem Herrenwort Schutz und Rechtfertigung finden: „Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden.“ Im übrigen ist es kein Entweder - Oder. Beides muß sein. Franz von Sales hat gesagt, der Herr werde immer diejenige der beiden Schwestern in Schutz nehmen, die ungerecht angegriffen wird<sup>5</sup>. Der Gast will verpflegt sein und er wird aus dem Guten, das man ihm antut, dankbar die Achtung und Güte seiner Gastgeber herausspüren. Aber noch dankbarer wird er sein, wenn dann auch Zeit ist einfach für das Zusammensein, für den Gedankenaustausch, für das Gespräch. Man kann auch zusammen musizieren oder Musik anhören. Man kann einen Bildband vornehmen oder gemeinsam lesen. Das sind dann Tafelfreuden für den Geist und die Seele. Ja, man kann auch gemeinsam beten. (Ich denke an jenen Familienbesuch im Advent, wo die Kinder des Hauses mit Liedern und Gebeten eine Abendandacht hielten.)

Wir haben von dem Unbehagen gesprochen, das der Gast empfindet, wenn der Gastgeber sich seiner bemächtigt, ihn mit seiner Weisheit überschüttet, ihm Führungen und Erklärungen zumutet und ihn einfach nicht zu sich selbst kommen läßt. Das Unbehagen ist berechtigt; denn hier wird offenbar der Sinn des Besuches verfehlt. Er wird zu ausschließlich in einer Richtung gesehen: die Wohltat, daß einer zu mir kommt. Nun kann gewiß ein Besuch seiner ganzen Art nach (und nach dem Verhältnis der Besuchspartner zueinander) mehr darauf angelegt sein, den Besuchten zu erfreuen. Man kommt vielleicht ausdrücklich, um seine Meinung zu hören, seine Ratschläge entgegenzunehmen, seine Wünsche zu erfahren. Doch nie darf ein Mensch sachhaft nur Funktion eines andern sein. Sodann ist in der Gastfreundschaft noch immer der Gast, also der, der zu Besuch kommt, im Mittelpunkt gestanden. Ihn gilt es zu ehren, nach ihm bestimmt sich das Maß für alles übrige. Das bedeutet aber einen neuen Blick auf unser Thema. Schritten wir bisher an der Seite dessen, der (den Namen und die Adresse im Kopf) sich zum Besuch des Bekannten oder Verwandten anschickte und standen wir mit ihm mit einer gewissen Spannung an der Etagentür, so schwenkt die Kamera nun auf den, dem der Besuch gilt, herum, und wir erleben alles noch einmal aus der Perspektive dessen, der Besuch erhält.

In der Regel ist der Besucher der Aktive, der auslösende Teil. (Kann man einen, den man herbestellt hat, noch einen Besuch nennen?) Die Familie oder der einzelne, dem der Besuch gilt, verhält sich passiv, das heißt zu deutsch: er erleidet ihn. Meist wird man von dem Besuch überrascht (vergleiche oben: „Meiers kommen“). Normalerweise hat der Mensch einen Plan für die kommenden Tage. Der Vater hat seinen Dienst, die Mutter ihre häuslichen Obliegenheiten, die Kinder ihre Schularbeiten. Da hinein fährt der Besuch. Es ist oft ein wahres Kunststück, ihn so einzubauen, daß der Gast zu seinem Recht kommt und doch keine wirklichen Pflichten verletzt

<sup>5</sup> Les vrais Entretiens spirituels, in: *Oeuvres VI, Annecy 1895*, 17.

werden. Aber selbst wenn der Terminkalender Lücken aufweist oder gerade Ferien sind, es bleibt ein Element der Überraschung, es ist ein Anruf, der uns unerwartet trifft.

Etwas davon haftet noch den kleinen, routinehaften, häuslichen und geschäftlichen „Besuchen“ an, die uns ungelegen kommen. Gerade haben wir eine Arbeit begonnen, eine Lektüre aufgenommen, da klopft es. Es gibt gewiß je nach Art und Dringlichkeit solcher Störungen die Freiheit, sie kurz abzufertigen und den Eindringling mehr oder weniger energisch hinauszukomplimentieren. Dennoch spielt sich in all diesen Fällen etwas ähnliches ab: Menschen wenden sich an uns. Sie brauchen uns. Und der Christ sollte denken: in ihnen klopft ein anderer an: ER. Es kommt nicht von ungefähr, wenn Pfortenbrüder wie Alphons Rodriguez SJ und Konrad von Parzham OMCap heilig geworden sind. Die ständige Anforderung durch Bittsteller, die sich fast ununterbrochen mit allen möglichen Anliegen an der Klosterpforte einfinden (und keineswegs immer sympathisch und verständig sind), bilden ein wunderbares „Material“, um die Seele von sich zu lösen; helfen ihr, von Stunde zu Stunde, ja von Minute zu Minute nichts anderes zu sein als lautere Bereitschaft. Es ist bei unsern Pfortenbrüdern und Pfortenschwestern Tradition, in jedem sie aufstörenden Läuten Seine Stimme zu hören und sich bei jedem Neuankommenden zu sagen: „Den schickt mir der Herr“ (wenn sie nicht gar denken: „In dem Fremden steht ER selbst vor mir“). Und manche Fürsorgerin und Sprechstundenhilfe wird im gleichen Geist ihren Dienst tun.

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!“ heißt das alte Tischgebet, das von Christen beider Bekenntnisse gebetet wird. In ihm spiegelt sich noch die alte, fromme Ehrfurcht, die im Gast den Herrn erwartete und ehrte (so wie Uhde es in dem bekannten Bild gemalt hat). Wer den Gast und die Gastfreundschaft so zu sehen vermag, für den verwandelt sich die unwillkommene Störung in einen Segen, in eine Begegnung mit dem Herrn, in eine wertvolle Hilfe, frei zu kommen von sich selbst. Denn nicht nur die Ankunft des Gastes fordert uns in solcher Weise an, sondern die ganze Dauer seines Besuches.

In den „Briefen über Selbstbildung“ von Romano Guardini findet sich ein Kapitel „Vom Heim und der Gastfreundschaft“. Darin heißt es: „Man muß frei sein von sich: Nicht sich unterhalten wollen, sich zeigen, sich fühlen, neugierig, aufdringlich sein. Man muß frei sein für den Gast: Ganz aufrichtig nichts anderes wollen, als daß er es gut habe, und zwar so, wie es ihm gefällt. Und macht man dann Augen und Ohren des Herzens auf und horcht, dann bekommt man bald heraus, was man tun und lassen soll. — Hat man nicht immer sich selbst im Sinn, dann gibt es drinnen Platz für den andern: Man kann auf den Gast achten, ihm zuhören, über ihn nachdenken, ihn verstehen, und so fort. — Hat man aber selbst Kummer oder irgendwelche körperlichen Beschwerden, dann Kopf hoch und ein freundliches Gesicht ge-

zeigt! Das ist keine Heuchelei. Ein tapfer verschwiegenes Leid steht doch hinter der Freundlichkeit und macht sie nur um so tiefer.“<sup>6</sup>

Gilt das alles schon, wenn „lieber Besuch“ da ist, dann wird es erst recht eine christliche Aufgabe, wenn der Gast nicht in allem unsern Wünschen entspricht, wenn er ein „ungebetener Gast“, ein armer Schlucker oder ein Fremder ist. Was oben von der „geschlossenen Familie“ gesagt wurde, hat nur relativ Geltung. Die christliche Familie hat auch immer ein frohes, hilfreiches Offensein für die andern. Hat der Herr nicht gesagt: „Wenn ihr nur die liebt, die euch lieben, was für einen Lohn sollt ihr da haben? Tun nicht auch die Zöllner das gleiche? Und wenn ihr nur eure Brüder grüßt, was tut ihr Besonderes? Tun nicht auch die Heiden das gleiche?“ (Mt 6, 46 f.) Ja, er hat selbst die Anwendung auf die Gastfreundschaft gemacht. Als er einmal zu Besuch weilte, sprach er zu seinem Gastgeber: „Wenn du ein Gastmahl geben willst (zu Mittag oder zu Abend), so lade nicht deine Freunde, deine Geschwister, deine Verwandten oder reiche Nachbarn ein — sie würden ja nur dich wieder einladen, und es würde dir nur Gleiches mit Gleichem vergolten; sondern wenn du ein Gastmahl geben willst, so lade Arme, Krüppel, Lahme und Blinde ein. Selig wirst du sein, weil sie dir nicht vergelten können“ (Lk 14, 12 f.).

Wir möchten entmutigt vor so hoher Anforderung die Hände sinken lassen: Ist es so schwer, wirklich ein Christ zu sein? Eines ist immerhin deutlich und liegt in unserer Reichweite: daß wir auf dem Sektor „Besuche machen und empfangen“ nicht zuerst darauf schauen, was wir davon haben, was wir bekommen und empfangen, sondern daß wir, ob wir besuchen oder besucht werden, gewillt sind, zur Verfügung zu stehen, zu helfen und Freude zu bringen. Was die Hochachtung auch vor Schlichten und Geringen angeht, genügt es auf die derbe Lektion im Jakobusbrief hinzuweisen: Dem Hochgestellten, der feingekleidet daherkommt (selbst der funkelnde Ring an seiner Hand ist nicht vergessen), macht man eine tiefe Verbeugung und führt ihn nach oben zu den guten Plätzen; dem Armen, schlecht Gekleideten aber ruft man kurzangebunden zu: „Du, stell dich dahin!“ oder läßt ihn auf einen Schemel hinhocken (2, 2 ff.).

Wichtiger als der Hinweis auf die „Armen“ (sagen wir: die weniger Wohlhabenden und Einflußreichen) ist heute wohl der auf die „Fremden“, die Ausländer, die in Europa studierenden Afro-Asiaten. Hier stehen wir vor einem ernststen Problem und einer gewaltigen Verantwortung. Politisch geht es darum, ob diese intelligenten Söhne der Entwicklungsländer in Europa Kommunisten werden; christlich aber darum, ob sie, die aus „Heiden- und Missionsländern“ kommen, bei uns lebendigem, brüderlich hilfsbereitem Christentum begegnen. Es sei unumwunden zugegeben, daß diese Art Gastfreundschaft nicht immer leicht ist. Es werden nicht nur an die Sprachkenntnisse, sondern an den Takt, das Einfühlungsvermögen und die Geduld

<sup>6</sup> Romano Guardini, Briefe über Selbstbildung, bearbeitet von Ingeborg Klümper, 66.—70. Taus., Mainz 1959, 3. Kapitel, 41.

hohe Anforderungen gestellt. Doch diese Schwierigkeiten dürfen unsere Familien nicht abschrecken, sich für diese wichtige Aufgabe zur Verfügung zu stellen.

Im Zeichen des Welttourismus und der ausländischen Arbeitshilfe begegnen uns die Ausländer im täglichen Leben immer häufiger. Der christlichen Hilfsbereitschaft tut sich damit ein schönes Wirkungsfeld auf, selbst wenn die Hilfe oft auf kleine Höflichkeiten im Straßenverkehr usw. beschränkt bleibt. Die Israeliten werden in der Bibel des öftern gemahnt, zu den Fremden gut zu sein. Sie werden daran erinnert, daß sie selbst in der Fremde und in der Verbannung gelebt haben<sup>7</sup>. Haben sie vergessen, wie hart die Fremde sein kann? Zumal, wenn man die Sprache nicht beherrscht, sich in den Bräuchen des Landes nicht auskennt und Einsamkeit und Heimweh über uns kommen. Das sind Mahnungen, die der Christ ohne weiteres aus dem Alten Testament übernehmen kann. Denken wir nur an unsere eigenen Auslandsreisen zurück, wie uns da manchmal zumute war. Wirklich, wir sollten zu Ausländern grundsätzlich besonders gut und hilfsbereit sein. Gerade bei ihnen wollen wir daran denken, daß der Herr uns im fremden Bruder begegnet: „Ich war fremd, und ihr habt mich beherbergt“ (Mt 25, 36).

An dieses Herrenwort erinnert die ehrwürdige Regel des heiligen Mönchsvaters Benedikt in ihrem 53. Kapitel, das sich mit der Aufnahme der Gäste im Kloster befaßt. „Alle Gäste“, heißt es da, „sollen wie Christus empfangen werden.“ Dort steht aber auch: „Man erweise einem jeden die ihm gebührende Ehre, besonders den Dienern des Glaubens und den Pilgern.“ Wahrscheinlich wird damit auf Priester, die des Weges kommen, angespielt<sup>8</sup>. Jedenfalls aber ist der Priesterbesuch unter all den vielen, verschiedenartigen Besuchen eine Kategorie für sich. Er soll hier wenigstens kurz berührt werden. Wir meinen die Besuche, die der Priester macht.

Der Besuch seiner Gläubigen, zumal der Familien, gehört zu den wichtigsten Aufgaben des Seelsorgers. Der heilige Pfarrer von Ars hat das gewußt und auf diese naheliegende und natürlichste Weise die Pflicht des Guten Hirten erfüllt, seine ihm Anvertrauten kennenzulernen. Die Gläubigen werden Verständnis dafür haben, daß die Riesenpfarreien unserer Großstädte dem Seelsorger die Erfüllung dieser Aufgabe unerhört schwer machen; aber es müßten Wege gefunden werden, sie dennoch zu erfüllen. So schön und wichtig auch einmal religiöse Großveranstaltungen sein mögen, der Erfolg unserer Seelsorge entscheidet sich gerade heute im persön-

<sup>7</sup> „Der Herr . . ., der den Witwen und Waisen Recht schafft, den Fremdling liebt und ihm Nahrung und Kleidung gibt. So sollt auch ihr den Fremdling lieben! Denn ihr selbst seid Fremdlinge in Ägypten gewesen“, Dt 10, 18f. Vgl. Ex 22, 20; 23, 9 u. 12; Lv 19, 33. Freilich gelten auf der andern Seite den Fremden gegenüber auch wieder Einschränkungen. Vor allem muß hingewiesen werden auf die ergreifenden Schilderungen von Einkehr und Aufnahme Fremder und Reisender wie etwa: die drei Männer von Mambre (Gn 18); die Reise des alten Eliezer zu den Eltern Rebekkas (Gn 24); der Besuch der Königin von Saba bei Salomon (3 Kö 10); die Einkehr des jungen Tobias bei Raguel (Tob 7) und manches mehr.

<sup>8</sup> Die Regel des heiligen Benedikt. Übersetzt und erklärt von E. Pjöffner OSB, Einsiedeln 1947, 102 u. (für den Kommentar) 139.

lichen Kontakt. Mag lieber vieles andere zurückstehen: Der Priester muß die Gläubigen persönlich aufsuchen. Das darf sich kein Pfarrer nehmen lassen.

Es darf ihn dabei nicht abschrecken, wenn er nicht immer freundlich empfangen wird. Er wird vor verschlossene Türen und vor verschlossene Herzen gelangen und enttäuscht weiterziehen. Er wird die kalte Atmosphäre erleben, der unser Herr bei dem Pharisäer begegnet ist, der ihn zu Tisch geladen hatte (Lk 7, 36—50). Doch das wird nicht die Regel sein. Es wird nicht an Familien fehlen, die ihn mit herzlicher Freude aufnehmen, die ihn an Bethanien erinnern werden, Familien, die sich geehrt fühlen, weil sie im Priester Christus sehen.

Wie wird der Priester zu den Menschen gehen? Es gibt Priester, die vor dem Seelsorgsbesuch vor dem Herrn im Tabernakel niederknien, damit er sie sende und seine Gnade mit ihnen sei. Kein Zweifel, der Priester wird sich Mühe geben, die Menschenfreundlichkeit seines Meisters nachzuahmen und zu allen gütig und freundlich zu sein. Mit ihm soll ein heller Sonnenschein zu den gedrückten Menschen kommen. Er wird mit den Fröhlichen fröhlich sein; aber er wird nicht unentwegt scherzen und ausschließlich über das Wetter und die Politik reden. Er ist doch Priester Christi; und die Menschen erwarten von ihm ein geistliches Wort. Warum soll er zum Schluß nicht mit ihnen beten? Die Gläubigen bitten selbst zuweilen darum. Wenn dann die Stunde des Aufbruchs naht und der Priester den Kindern und ihren Eltern den Segen erteilt, spüren alle, wie mit diesem Besuch der Herr selbst ihnen nahe war.

Es gibt den Priesterbesuch, da der Herr noch auf andere Weise in Wahrheit mit dem Priester zu Besuch kommt: Wenn eines von uns krank ist, und er trägt in unser Heim die Krankenkommunion. Das sind Gänge, die den Priester selbst tief hineinführen in das Geheimnis der eucharistischen Gegenwart: Wie der Herr unser Weggefährte ist und die Seinen besucht, den Freund, der krank ist und den er liebt. Es sind dieselben Familien, die den Priester in gesunden Tagen gern in ihrer Mitte sehen, die ihn zeitig benachrichtigen, wenn ein Familienmitglied krank ist, und um die heilige Kommunion bitten. Es muß nicht schwere Krankheit und es muß nicht der letzte Besuch sein auf dieser Erde. Aber selbst wenn es der letzte ist, wenn der Priester die „Wegzehrung“ bringt, dann senkt sich gerade mit diesem Kommen des Herrn so viel Trost und Friede in die fallenden Schatten des Abends. Es erfüllt sich die Bitte der Emmausjünger: „Herr, bleibe bei uns; denn es will Abend werden, und der Tag hat sich schon geneigt!“ (vgl. Lk 24, 29).

Und da wir schon von diesen heiligen und geheimnisvollen Besuchen sprechen, die der Herr uns in der Eucharistie abstattet, so sei zum Schluß der Tatsache gedacht, daß er ja in unserer Mitte wohnt, in dem Tabernaculum, dem „Zelt“, vor dem Tag und Nacht das Licht brennt. Die Kirche sagt: Man kann ihn da besuchen. Manche haben Sorge, ob diese fromme Übung heute nicht zu kurz kommt. Pius XII. und kürzlich erst wieder Johannes XXIII.

haben erneut auf den Segen hingewiesen, der auf diesen „Besuchen des Allerheiligsten“ liegt und die Gläubigen dazu ermuntert<sup>9</sup>. Es ist eine Wohltat gerade für den gehetzten und ausgelaugten Menschen unseres Maschinenzeitalters, unserer so völlig laisierten Umwelt, wenn er übertags einmal, bei einem Gang durch die Stadt im stillen Gotteshaus einkehrt. Der Meister ist da. Sein Friede und seine Stille nehmen uns auf. Seine Gnade hüllt den Beter ein. Der braucht gar kein Gebet zu sprechen. Wenn er nur lebhaft an seine Gegenwart glaubt. Dann wird ihm beim Meister wohl werden ähnlich den Menschen, die Jesus „in jener Zeit“ beherbergen und besuchen durften.

## Der Buddhismus in Burma

### REISEBERICHT

LADISLAUS LADANY SJ

Ein vornehmer Burmese sprach das seltsame Wort: „Ich schäme mich, ein Burmese zu sein, aber ich bin stolz, ein Buddhist zu sein.“ Man könnte den ersten Teil dieser Äußerung weglassen; die Burmesen sind die bezauberndsten und liebenswürdigsten Menschen der Welt und haben am wenigsten Grund, sich dessen zu schämen, was sie sind. Selbst die Behauptung, sich zu schämen, ein Burmese zu sein, hat einen bezwingenden Charme. In welchem anderen Land könnte man eine solche Äußerung hören? Würde ein Chinese oder ein Japaner jemals sagen: „Ich schäme mich, ein Chinese, ein Japaner zu sein, aber ich bin stolz, Buddhist zu sein“?

„Ich bin stolz, ein Buddhist zu sein.“ Wenige gebildete moderne Chinesen oder Japaner würden auch nur zuhören, wenn man den Buddhismus erwähnte. Noch viel weniger würden sie mit aufrichtiger Hochachtung vor irgendeinem buddhistischen Mönch niederknien, wenn sie zufällig einem begegneten. Wenige ihrer Armen würden sich ihre schwerverdienten Pfennige monatlich absparen, um ein goldenes Blatt für den Turm eines Tempels zu opfern. Nicht viele ihrer Studenten verlören sich in langatmige Diskussionen über Sein oder Nichtsein oder über die richtige Methode der Meditation.

Es ist bezaubernd, in einem Land zu weilen, wo Rechtsanwälte und Ärzte gern über die Methoden der Meditation diskutieren, wo die Religion jeder-

<sup>9</sup> Vgl. u. a. *Pius XII.*, Rundschreiben über die heilige Liturgie (Mediator Dei) vom 20. Nov. 1947, nr. 130; 134; 172; 174. *Freiburg 1948*, Radioansprache Johannes XXIII. zum 17. Französischen Eucharistischen Nationalkongreß zu Lyon 1959, *Osservatore Romano* vom 6./7. Juli 1959, Nr. 154. Im Auszug mitgeteilt in: *Geist und Leben* 32 (1959) 270.